

# Die neue Ordnung

Eine Geschichte des  
neoliberalen Europa

# auf dem alten Kontinent

Aktualisierte Ausgabe

Philipp Ther

Preis  
der  
Leipziger  
Buchmesse

Suhrkamp

Dieser Wandel begann, darauf wurde bereits hingewiesen, vor den Umwälzungen von 1989. Dennoch wäre es falsch, diese Zäsur zu unterschätzen. Charles Tilly ordnet sie ähnlich wie die Soziologin Theda Skocpol in den Kanon der großen europäischen Revolutionen ein.<sup>22</sup> Der wesentliche Unterschied zu 1789, 1848 und 1917 liegt im weitgehenden Fehlen des Faktors Gewalt und einer allgemeinen **29** Zerstörungswut. Sofern 1989 Gewalt angewendet wurde, etwa in Rumänien, im noch sowjetischen Litauen sowie Georgien und bekanntlich auf dem Tiananmen-Platz in Peking, war dies ein Machtmittel und Ausdruck der Gegenrevolution. Der Umbruch von 1989-91, der im Zerfall der Sowjetunion und der Unabhängigkeit ihrer Teilrepubliken endete, steht also in mancher Hinsicht quer zum traditionellen Revolutionsverständnis.

Zygmunt Bauman hat eine Brücke zwischen Revolution und Transformation gebaut, indem er auf den starken politischen und gesellschaftlichen Gestaltungswillen der revolutionären Eliten von 1989 verweist.<sup>23</sup> Demnach liegt die Transformation in einem zeitlichen und handlungslogischen Kontinuum zu den vorhergehenden Revolutionen und ihren jeweils spezifischen Verläufen. Das heißt, dass man die Transformation als postrevolutionären Wandel betrachten sollte. Selbstverständlich unterschieden sich die Resultate dieses Wandels innerhalb des Ostblocks von Land zu Land und vor allem innerhalb der jeweiligen Länder. Davon handelt dieses Buch.

Doch diese Varianz gab es bereits in früheren revolutionären Perioden wie am Ende des 18. Jahrhunderts oder nach dem Ersten Weltkrieg. Ein Beispiel für einen partiellen Wandel bietet nicht zuletzt die amerikanische Revolution, die einen neuen Staat und ein neues politisches System schuf, die gesellschaftliche und soziale Ordnung zunächst jedoch kaum veränderte. Dennoch bleibt es sinnvoll, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten mit Hannah Arendt als Revolution zu betrachten.<sup>24</sup> Zwischen den Entwicklungen diesseits und jenseits des Atlantiks lassen sich trotz des großen zeitlichen Abstands gewisse Gemeinsamkeiten ausmachen. Eines der wichtigsten Resultate der jeweiligen Revolutionen war die Etablierung konstitutioneller Demokratien. Dass ein Teil der alten Eliten die Revolutionen relativ unbeschadet überstand und in einigen Ländern sogar an die Macht zurückkehren konnte, ist der Preis dafür, dass die Revolutionen von 1989-91 nicht in einer Gewaltorgie oder massenhaftem Terror endeten wie nach 1789 in Frankreich und nach 1917 in Russland. Diese beiden extremen Fälle sollten auch nicht unbedingt als Maßstab dafür gelten, ob eine Revolution wirklich revolutionär war. Die meisten Fälle brachten einen zwar tiefen, aber doch nur teilwei**30** sen und nicht totalen Bruch mit sich. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass die Revolutionen von 1989-91 und die postrevolutionäre Transformation mit früheren Prozessen ähnlicher Tragweite vergleichbar sind.

Wie bei den früheren Revolutionen hat es wenig Sinn, dabei einen bestimmten Zeitpunkt als Stunde null vorzugeben. Wer die amerikanische Revolution verstehen will, muss in die Periode vor 1776 zurückblicken, als sich das British Empire bereits in einem längeren Konflikt um die politische Repräsentation und Partizipation befand und sich die Kolonien jenseits des Atlantiks ökonomisch und gesellschaftlich sehr dynamisch entwickelten. Auch die klassischen Betrachtungen zur Französischen Revolution von Alexis de Tocqueville und Edmund Burke beginnen mit ausführlichen Analysen der jeweiligen Anciens Régimes.<sup>25</sup> Die Transformation war somit in keinem Fall ausschließlich postrevolutionär, aber sie gewann mit dem jeweiligen revolutionären Umbruch eine neue Dynamik.

Ein weiterer, vom Soziologen Claus Offe in die Diskussion eingebrachter Aspekt zur Definition der Transformation ist die Gleichzeitigkeit des Wandels von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft.<sup>26</sup> Offe schließt damit an ältere Überlegungen von Reinhart Koselleck zur (Un-)Gleichzeitigkeit und Temporalität historischer Prozesse an. Für die Epoche der Transformation war ein spezifisches Zeitverständnis charakteristisch, das Gefühl einer rasenden Zeit, in der ein historischer Moment den anderen ablöste. In der Tat drehte sich das sprichwörtliche »Rad der Geschichte« von 1989 bis 1991 atemberaubend schnell. Historisch einmalig ist dieses Zeitempfinden nicht. Die polnische Schriftstellerin Maria Dąbrowska notierte in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, als sich in Polen ebenfalls sehr viel sehr schnell änderte, ein Gefühl der Beschleunigung. In ihrem Warschauer Tagebuch schrieb sie 1918/19: »Man wacht auf und befindet sich in einem anderem Staat, einem anderen Leben.«<sup>27</sup>

Um die flüchtige Gegenwart überhaupt fassbar zu machen, stellten die Intellektuellen und die neuen politischen Eliten ihren Zukunftsverheißungen die Vergangenheit an die Seite. Meist diente die Geschichte aber nur als Negativfolie, die kommunistische Ära wurde ähnlich verteufelt wie nach 1918 die untergegangenen Imperien. Die 31 ständig wiederkehrende und bald ermüdende Rede von historischen Ereignissen, Veränderungen und Aufgaben, die der kanadische Schriftsteller Douglas Coupland in seinem Roman *Generation X* 1991 ironisch als »historical overdosing« bezeichnete,<sup>28</sup> entspringt letztlich dem Motiv, Vergangenheit und Zukunft zu verbinden. Das Zeitverständnis von 1989 und der frühen neunziger Jahre ist wiederum ein Teil der Transformationsdiskurse, die hier mit Blick auf den Neoliberalismus kritisch durchleuchtet werden. Es geht also neben Reformverläufen, Wachstumszahlen und anderen durch »harte« Daten erfassbaren Elementen der Transformation um Legitimationsstrategien, Semantiken und Bedeutungen (um *meaning* im Sinne der New Cultural History).<sup>29</sup>

Das vorliegende Buch beruht auf länger verfolgten Forschungsinteressen.<sup>30</sup> Es ist durch persönliche Erfahrungen während der Samtenen Revolution, mehrjährige

Berufstätigkeit in Tschechien und Polen in den neunziger Jahren, ausgedehnte Forschungsaufenthalte und Reisen in die Ukraine, nach Russland sowie in den Kaukasus und wissenschaftliche Kooperationen mit osteuropäischen Kollegen geprägt. Dass diese weite Welt offenstand, ist ein Resultat des Umbruchs von 1989-91. Eigenartigerweise hat sich nie der Begriff einer 89er Generation durchgesetzt, obwohl sich viele junge Demonstranten im Herbst vor 25 Jahren und dem darauf folgenden halben Jahr der großen Hoffnungen und Utopien als solche empfanden. Doch anders als bei den 68ern oder den 48ern im 19. Jahrhundert blieb es bei einer kurzen Debatte in den Feuilletons. Die weitgehende Absenz eines generationellen Bewusstseins ist auf das Tempo der Veränderungen zurückzuführen, die nach Geschlecht und sozialem Hintergrund sehr unterschiedlichen Transformationserfahrungen und die ernüchternden Resultate des Umbruchs. Es ist eine der Chancen der Zeitgeschichte, diese subjektiven und individuellen Erfahrungen stärker zu berücksichtigen, als es in der Mainstream-Transformationsforschung, die sich mit Staaten und der Wirtschaft überwiegend auf einer Makroebene beschäftigte, beabsichtigt war.

Was bedeutet es, sich als Historiker einer sozialwissenschaftlichen Domäne zuzuwenden? Je näher die historische Periode zeitlich liegt, mit der sich Historiker befassen, desto umfangreicher ist die Forschung von Soziologen, Politologen, Anthropologen und Vertretern anderer sozialwissenschaftlicher Subdisziplinen. Damit verändert sich die Rolle der Geschichtswissenschaft, insbesondere die Hermeneutik, also die Methode, mit der Erkenntnisse gewonnen werden. Die Einsicht, dass Wirklichkeiten in der modernen Welt stets konstruiert sind, verweist auf die Medien als Quelle. Der Neoliberalismus, der ideologische Züge aufweist, aber nie die weltanschauliche Kohärenz des Marxismus oder anderer »klassischer« Ideologien erreicht hat, war ebenfalls durch die Medien gemacht und vermittelt. Die kritische Auseinandersetzung mit neoliberalen Diskursen gehört demnach zu den Aufgaben eines historischen Überblicks. Außerdem kann die Analyse vergangener Forschungen sehr fruchtbar sein, etwa ein zweiter Blick auf Interviews, die Sozialwissenschaftler vor dreißig oder vierzig Jahren geführt haben. Nähert man sich den Lebenswelten der siebziger und achtziger Jahre, erscheint der »real existierende Sozialismus« nicht als grau oder stagnierend wie die Politbüros jener Zeit, sondern als Beginn einer längeren Umbruchperiode.

Die wachsende zeitliche Distanz zum Thema hat Vor- und Nachteile. Was Historiker heute von der neoliberalen Transformation halten, ist für den Prozess selbst irrelevant. Das war bei der früheren, mittlerweile auch schon historisch gewordenen sozialwissenschaftlichen Transformationsforschung anders. Zahlreiche Ökonomen und Soziologen, die sich in den neunziger Jahren mit dem postkommunistischen Europa beschäftigten, waren in der Politikberatung tätig und beeinflussten mit ihrer Expertise

den Verlauf der Reformen. Der Prototyp des Analysten-Reformers war der US-amerikanische Ökonom Jeffrey Sachs. Er fungierte zunächst in Polen, dann in Russland (seit 1991 ist die offizielle Bezeichnung »Russländische Föderation«) und anderen Ländern als Wirtschaftsberater und ist einer der Väter der neoliberalen »Schocktherapie«. Sachs und die »Brygada Marriotta« (das war der leicht ironische Begriff für die westlichen Experten, die im Warschauer Marriott, dem besten Hotel der Stadt, residierten) zeichneten sich durch ihr selbstsicheres Auftreten aus. Mit dem Harvard-Ökonom kam jemand, der ein Rezept für die Gestaltung der Gegenwart und der Zukunft hatte und der gerade wegen seiner Marktgläubigkeit so überzeugend wirkte.

**33** Sachs verwendete wie ein Großteil der englischsprachigen Forschung den Begriff »transition«, der auf das spanische »transicion« zurückgeht. Damit bezeichneten Juan Linz und andere Politikwissenschaftler den Übergang von der Diktatur zur Demokratie in Spanien nach dem Tod Francos sowie in Südamerika nach dem Niedergang der Militärregime.<sup>31</sup> Transition war noch stärker teleologisch gedacht als Transformation, wobei nie klar benannt wurde, worin genau das Telos bzw. das Endziel liegt, denn bekanntlich sind die westlichen Demokratien von deutlichen Systemunterschieden geprägt. Ein wichtiger Topos der Transitionsforschung war die Konsolidierung von Demokratien und der politische Wertewandel in postdiktatorischen Gesellschaften.

In Ostmittel- und Südosteuropa sowie im Baltikum war die wichtigste Tendenz im politischen Systemwandel der neunziger Jahre (der in den empirischen Kapiteln hier weniger berücksichtigt wird als der wirtschaftliche und gesellschaftliche Wandel) die zunehmende Ausrichtung am deutschen System einer parlamentarischen Demokratie. Die Machtbefugnisse der jeweiligen Präsidenten wurden beschnitten, die der Parlamente gestärkt. Vorreiter dieser Entwicklung war – wie beim Regimewechsel von 1989 – Polen. Dagegen überwiegen auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion präsidiale Systeme, Wladimir Putin hat in Russland ein autoritäres Regime etabliert.<sup>32</sup> Diese unterschiedlichen Resultate des politischen Systemwandels zeigen bereits, dass der Wellenschlag von Samuel Huntingtons »third wave of democratization« ungleich verlief und sich andere Herrschaftssysteme gebildet haben, als Anfang der neunziger Jahre gedacht oder erhofft.

Kurz nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime veröffentlichten David Lipton und Jeffrey Sachs einen einflussreichen Artikel in der Zeitschrift *Foreign Affairs*, in dem beide für eine »dual transition« plädierten. Sie meinten damit den Aufbau einer marktwirtschaftlichen Ordnung, die sie zugleich als unverzichtbares Element der Demokratie ansahen.<sup>33</sup> In der Tat unterschied sich der Wandel des östlichen Europa von der vorherigen Transition Südeuropas und Lateinamerikas, weil die sozialistische Planwirtschaft zu einem ökonomischen Bankrott geführt hatte und die graduelle

<sup>34</sup> Reform des bestehenden Systems gescheitert war. Inwieweit die Demokratisierung als Voraussetzung oder Begleiterscheinung einer Marktwirtschaft betrachtet werden kann, ist nicht zuletzt wegen des Aufstiegs Chinas und des häufig übersehenen Vietnam umstritten.<sup>34</sup> Bis zur Krise von 2008/09, als der Westen noch über die globale politische und wirtschaftliche Hegemonie verfügte, war die Gleichsetzung von Demokratie und Marktwirtschaft ungebrochen. Ähnlich wie bei der Demokratisierung war aber unklar, in welche Richtung die Reise gehen sollte, ob man sich eher nach dem Beispiel einer völlig freien oder einer sozialen Marktwirtschaft ausrichten sollte.

Die Unterschiede zwischen den jeweiligen Wirtschaftsordnungen werden seit etwa 15 Jahren unter dem Stichwort »Varieties of Capitalism« (VoC) verhandelt und hier im Abschnitt »Typologie der Reformresultate« in Kapitel 4 diskutiert.<sup>35</sup> Auf diese Forschungsrichtung wird hier auch deshalb verwiesen, weil sie den Neoliberalismus und seine Auswirkungen mit Blickrichtung auf die institutionelle Einbettung und ökonomische Kerndaten systematisch und modellhaft untersucht hat. Das Problem ist, dass diese sozialwissenschaftlichen Modelle ein hohes Maß an Abstraktion voraussetzen und top-down gedacht sind. Dies ist sehr lehrreich, kann aber kein historisches Narrativ strukturieren, das lesbar sein soll und sich der Transformation auch bottom-up annähern will. Hier wird daher versucht, die Leser im Wesentlichen chronologisch und im Rahmen verschiedener räumlicher Konfigurationen (Großregionen, Staaten, Regionen und vor allem Städte) durch das neoliberale Europa zu führen.

Ein weiteres Kennzeichen des Neoliberalismus war die oben erwähnte Fixierung auf Privateigentum, das als unverzichtbare Grundlage einer marktwirtschaftlichen Ordnung galt.<sup>36</sup> Mit diesem Dogma war eine skeptische oder sogar feindliche Einstellung gegenüber dem Staat verknüpft, der auch aufgrund der Erfahrungen im Staatssozialismus als ein Hort der Unterdrückung und Gängelung betrachtet wurde. Während in der ehemaligen DDR und der ČSSR die Privatisierung oberste politische Priorität genoss und die Restitution in Ostdeutschland sogar Vorrang vor dem Verkauf verstaatlichten Eigentums hatte, kam die Privatisierung in Polen Mitte der <sup>35</sup> neunziger Jahre ins Stocken. Bis heute ist eine umfassende Rückübertragung des von den Kommunisten nationalisierten Eigentums ausgeblieben. Dennoch ist Polen eine funktionierende Marktwirtschaft. Man kann demnach das Dogma der Privatisierung anhand der historischen Entwicklung der vergangenen 25 Jahre hinterfragen. Diese Fragen an die Zeitgeschichte sollten jedoch nicht zu falschen Umkehrschlüssen führen. Die Verzögerung bei der Privatisierung von Grund und Boden, den man zum Beispiel in Russland bis zum Landgesetz von 2003 nicht verkaufen oder erwerben konnte, ist eine der Ursachen für den dortigen Niedergang des ländlichen Raumes.<sup>37</sup>